

## **Heinrich Zschokke – Visionär und Praktiker**

Vortrag am 25. Oktober 2013 um 20 Uhr vor den Mitgliedern der Historischen Vereinigung Zofingen im Restaurant Raben in Zofingen.

### **1. Zschokke, liberaler Dichter und Denker**

Es war, meine sehr verehrten Damen und Herren, längst an der Zeit, eine Biografie über Heinrich Zschokke zu verfassen, denn Heinrich Zschokke hat die erste Hälfte des 19. Jhs. in der Schweiz geistig geprägt wie kaum ein zweiter, und zwar als Dichter und Zeitungsmacher, als Vordenker sozialer und politischer Reformen, als Pädagoge, vorwiegend in der politischen Bildung, der Erwachsenen- und Berufsbildung, aber auch theologisch, mit seinem achtbändigen Werk „Stunden der Andacht zur häuslichen Gottesverehrung“ (1809–1816), das Gedanken vorwegnahm, die viele Menschen beschäftigten und heute noch oder erneut Gültigkeit haben: Wie kann der Mensch seinen individuellen Glauben entfalten und erleben, falls es nicht innerhalb einer Kirche möglich ist? Das freie Individuum, die individuelle Gestaltung des Lebens bedeuteten Zschokke sehr viel. Aber das Individuum musste moralisch handeln, Wertvorstellungen entwickeln, die es ihm erlaubte, sein Leben eigenständig und verantwortungsbewusst gegenüber der Gemeinschaft zu führen. Dazu musste es an etwas glauben.

Gern wird Zschokke als Pragmatiker gehandelt, als ein Macher, der die Verhältnisse und seine Möglichkeiten nüchtern einschätzte und dann das tat, was ihm am erfolversprechendsten erschien, mit klugem Einsatz und Ökonomie seiner Kräfte. Das stimmt durchaus. Wenn wir etwa das Jahr 1811 herausgreifen, so hat er gleichzeitig vier Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben und redigiert, eine Ledergerberei aufgebaut und betrieben, die Gründung der Gesellschaft für vaterländische Kultur eingeleitet, einen umfangreichen Briefwechsel geführt, täglich meteorologische Beobachtungen durchgeführt, vier umfangreiche Erzählungen und eine grosse Zahl politischer Essays, Zeitungsartikel und 52 religiöse Betrachtungen verfasst und die vollamtliche Tätigkeit eines kantonalen Oberforst- und Bergwerksinspektors ausgeübt.

Man wundert sich, woher Zschokke seine Zeit nahm, wie er all dies unter einen Hut brachte. Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, dass er sehr effizient arbeitete und jeden Morgen um fünf Uhr oder noch früher an seinem Schreibtisch stand. Man muss auch nach der Motivation suchen, dass einer sich so einsetzt, und was ihn bewegt, so vielfältig und unermüdlich tätig zu sein. Im Einzelnen habe ich dies in der Zschokke-Biografie gezeigt. Die Ledergerberei beispielsweise sollte seinen Kritikern beweisen, dass er nicht nur mit der Schreibfeder und der Sprache gut umzugehen, sondern auch als solider Handwerker sein Brot zu verdienen imstande war. So liess er seine älteren Söhne während des Gymnasiums ein Handwerk erlernen, damit sie einst, wenn alle anderen Stricke rissen, auch mit ihrer Hände Arbeit ein Auskommen haben sollten. Dahinter steckt ein Menschenbild, wie es auch Zschokkes Freund Heinrich Pestalozzi hatte, wenn er von der gleichmässigen Ausbildung von Kopf, Herz und Hand der Kinder sprach. Pestalozzi liess die Kinder auf dem Birrfeld während des Unterrichts eine Arbeit verrichten, um sie auf ihr späteres Leben vorzubereiten, das hauptsächlich aus Arbeit bestehen würde. So weit ging Zschokke zwar nicht; er wollte aber, dass seine Söhne ihre Zeit gut nutzten und sich nach Schulschluss weiter betätigten.

Diese Denkweise ist uns fremd geworden; aber damals war sie gar nicht so ungewohnt. Auf dem Land wurden die Kinder während der wärmeren Jahreszeit auf dem elterlichen Bauernbetrieb gebraucht oder halfen beim Spinnen und Weben mit, während die ärmeren Kinder in der Stadt neben oder nach der Schule einer Fabrikarbeit nachgingen. So war das Leben. Auf Kinderarbeit

konnten viele Familien nicht verzichten. Zum gottgefälligen Leben, wie Zschokke es sah und seinen zwölf Söhnen vermittelte – die einzige Tochter wurde von seiner Frau unter ihre Fittiche genommen –, gehörte rastlose Tätigkeit. Dazu war der Mensch gemacht: nicht zum Faulenzen oder, um einen modernen Ausdruck zu benutzen, zum *Chillen*, sondern zum Tätigsein, zum Nutzen für sich, seine Familie, die Gesellschaft den Staat. Freizeit oder Musse, wie Zschokke es nannte, waren ebenfalls wichtig, aber es war kein Nichtstun, sondern diente der Erholung und Kontemplation, der Beziehungspflege und dem Erlernen neuer Fähigkeiten und dem Erwerben von Wissen.

Zschokke war ein Kind des Aufklärungszeitalters, ein Anhänger des deutschen Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) und davon überzeugt, dass der Verstand den Menschen lenken sollte und nicht seine Gefühle oder Leidenschaften. Nicht die Seele war für Zschokke der unsterbliche Teil des Menschen, sondern sein Geist, seine Vernunft. Diesen unsterblichen Geist, den ihm Gott verliehen hatte, als ein Teil seines eigenen Geistes, hatte der Mensch während seines irdischen Daseins zu pflegen und zu veredeln, damit er sich nach seinem Tod mit den anderen Geistern als reine Vernunftwesen vereinigen konnte.

Über diese Dinge schrieb Zschokke mit siebzig Jahren ein Buch, in dem er seine Erkenntnisse zusammenfasste. Es war der zweite Teil seiner Autobiografie mit dem Titel: Eine Selbstschau, und dem Untertitel: Welt- und Gott-Anschauung. Im ersten Teil seiner „Selbstschau“ stellte Zschokke dar, wie er geworden war, also sein Leben, im zweiten Teil die Einsichten, die er gewonnen hatte. Gott hatte die Natur und die Welt nach den Regeln der Vernunft geschaffen und dem Menschen mit seinem Verstand das Werkzeug gegeben, die Welt zu ergründen und sich darin zurecht zu finden. Indem der Mensch lernte, die Natur zu erforschen und Erkenntnisse zu gewinnen, vertiefte er sich in Gottes Plan, begann über der Schönheit, Vielfalt und dem Sinnreichtum von Gottes Schöpfung Ehrfurcht zu empfinden und gelangte so von selbst zum Glauben an Gott, den allmächtigen, gütigen und weisen Schöpfer und Herrscher aller Welten.

Also war der Wissenschaftler, der die Schönheit der Natur erforschte und vermittelte, ebenso Priester Gottes wie der Theologe, der sich über die Heilige Schrift beugte und die Worte des Glaubens weitergab, damit der Gläubige seine eigentliche geistige Natur und seinen Platz im Universum erkannte. Schon das Kind sollte begreifen lernen, welch grosses Geschenk Gott den Menschen machte, indem er sie an die Spitze der Lebewesen setzte, und was er von ihnen erwartete. Wenn der Gläubige dieses Geschenk, seine Vernunft, richtig einsetze und vervollkomme und wenn er mit der ihm anvertrauten Natur verantwortungsbewusst umgehe, so ruhe Gottes Segen auf ihm.

Zschokkes zweitältester Sohn Emil, selber ein Pfarrer, überliefert uns, dass sein Vater in den letzten Jahren vor seinem Tod auf dem Schreibtisch neben der Bibel stets auch das Werk „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ (5 Bde., Stuttgart/Tübingen 1845-1862) von Alexander von Humboldt (1769–1859) aufgeschlagen hatte. Zschokke strebte nach Vereinigung von Wissenschaft und Religion an, die sich, richtig begriffen, nicht widersprechen durften, weil sie beide von Gott stammten, und er war enttäuscht, dass Humboldt sich zu wenig von seinem Gedanken leiten liess, Naturwissenschaften und Religion ineinander überzuführen. Bis zu seinem Tod versuchte Zschokke, diesen Plan selber auszuführen.

Wieso erzähle ich Ihnen dies? Die philosophische und theologische Seite Zschokkes wird meistens beiseite geschoben, wenn man sich mit seiner Persönlichkeit befasst. Entweder wird er als Dichter von Romanen und Erzählungen betrachtet, vor allem in Deutschland, wo Zschokke ein Studienobjekt für Germanistinnen und Germanisten ist. In der Schweiz sieht man in ihm eher den Staatsmann, Volksschriftsteller, Historiker, Zeitungsschreiber, Redner, den Gründer von kulturellen und Bildungs-Institutionen, einer Taubstummenschule und einer Ersparniskasse, den

Leiter des Forst- und Bergwerkswesens im Aargau, den Publizisten, Pädagogen und Politiker, der bis 1848 am Aufbau des Kantons Aargau und an der Gestaltung der modernen Schweiz beteiligt war.

Beides: der Dichter und Phantast für die Deutschen und der Politiker und Publizist für die Schweizer, bildet nur einen Teil Zschokkes ab, und wenn man seine Autobiografie liest und die Briefe, in denen er sich dazu äusserte, so merkt man, dass er sich mit beiden Zuschreibungen nicht identifizierte. Er sah sich als Sucher und Verkünder von göttlichen Wahrheiten, und er litt nach der Veröffentlichung seiner „Selbstschau“ darunter, dass man ihn zwar als Schriftsteller und Politiker anerkannte, nicht aber als Wahrheitssucher und Philosoph. Doch manchmal ist eben das, was einen Menschen zum Handeln antreibt, für die Umwelt weniger wichtig, als das, was er damit schafft und bewirkt.

Sie wissen vermutlich, meine verehrten Damen und Herren, dass der Begriff Liberale als politische Kraft erstmals 1812 in den spanischen Cortes auftauchte, für Anhänger einer kritischen Haltung gegenüber der bourbonischen Monarchie. Nach wenigen Jahren schon hatte sich der Begriff für die Freunde der Freiheit auch im deutschen Sprachraum etabliert.<sup>1</sup> Zschokke, der die Bildung von Parteien ablehnte, weil ihnen seiner Meinung nach eine ganzheitliche Sicht auf die Probleme fehle, Zschokke, der ebenso eine Interpretation von Freiheit als ungehemmte Gier nach Prestige und Geld scharf verurteilt hätte, war ein Liberaler im ursprünglichen Sinn, ein Freiheitsfreund, ein Visionär und Praktiker zugleich.

Zschokke war in seinem tiefsten Kern ein liberaler, und dabei ein moralischer und politischer Mensch, in dem Sinn, dass er die Auffassung vertrat: Wenn man sich als Philosoph, Künstler, Wissenschaftler, Unternehmer oder Staatsmann von der Richtigkeit einer Theorie überzeugt hatte, die für die Verbesserung des Volkswohls notwendig war, dann musste man sie in die Praxis umsetzen, und wenn man sah, dass diesem Ziel und dem Glück der Menschen ein Hindernis entgegenstand, dann musste man es beseitigen helfen, notfalls gegen allen Widerstand und auch wenn man Undank dafür erntete. Als privilegiertes Mitglied einer geistigen und ökonomischen Elite war man dazu verpflichtet. Die beste Hilfe am Menschen war aber die Hilfe zur Selbsthilfe, da nur sie in ihm die Ausbildung seiner Kräfte und Selbstvertrauen entstehen liess.

Er war in den verschiedensten Bereichen tätig, um Demokratie und liberales Gedankengut anzustossen und gegen die Feinde der Demokratie und des liberalen Prinzips zu verteidigen. Diese Feinde identifizierte er im Nichtwissen, Aberglauben, in Dogmen und Vorurteilen und institutionell vor allem in der Vorherrschaft des Geburtsadels, in der Macht der Kirche, die sich einer Kontrolle durch den Staat entzog, und in der Macht des Staates, welcher die Kontrolle durch das Volk ablehnte.

Zschokkes Zukunftsvision war eine friedliche Welt, in der alle Rassen und Religionen frei und in Eintracht zusammenleben würden, in der jedermann Zugang zu Wissen, Ausbildung und den Quellen des Wohlstands haben sollte, mit denen er sein Leben nach seinen natürlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten gestalten konnte. Der Staat sollte nur die Ordnung bereitstellen, um die freie Entfaltung des Menschen zu gewährleisten, die Kinder erziehen und den Armen und Kranken helfen. Die Kirche sollte sich hier überhaupt nicht einmischen, sondern sich darauf beschränken, die Menschen in ihrem geistigen, sittlichen und religiösen Fortkommen zu fördern. Alles andere war Sache der Gemeinschaft Aller, die sich aus den freien Bürgern zu Genossenschaften und Vereinen formierten.

---

<sup>1</sup> Brockhaus 1817: Liberales; vgl. Rudolf Vierweg: Geschichtliche Grundbegriffe 3, S. 754.

## **2. Zur neuen Zschokke–Biografie**

Als Biograf Heinrich Zschokkes stellte sich mir die Aufgabe, noch bevor ich den ersten Federstrich tat, seinen Werdegang im Einzelnen zu rekonstruieren, was bedeutete, mich aller Quellen und Dokumente zu bedienen, die auf ihn Bezug nehmen, alles zu sammeln und zu lesen, was er je geschrieben hatte oder was über ihn geschrieben worden war. Auf die schon erwähnte Autobiografie Zschokkes „Eine Selbstschau“ konnte ich mich nicht verlassen, da er sie als alter Mann, mit einem bestimmten Zweck vor Augen und weitgehend aus dem Gedächtnis verfasste. Ich bemühte mich also selber in die Bibliotheken und Archive, um alles noch vorhandene Material zusammenzutragen. Um Ihnen einen kleinen Eindruck davon zu vermitteln: In Zusammenarbeit mit der Zschokke-Briefforschungsstelle in Bayreuth wurden an die 10'000 Briefe gefunden, zum grossen Teil abgeschrieben und ausgewertet und ein Archiv angelegt, das mittlerweile gegen 450 Ordner umfasst.

Seitdem in der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft im Jahr 2003 der Entschluss fiel, eine Zschokke-Biografie schreiben zu lassen, sind zehn Jahre vergangen. Die Vorarbeiten nahmen sieben Jahre in Anspruch; die restliche Zeit benutzte ich für das Verfassen des jetzt vorliegenden Werks, das offiziell im April dieses Jahres der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Mein Anliegen war es, Leben, Schaffen und Wirken Zschokkes umfassend darzustellen und alle Aussagen mit Quellen zu belegen. Trotz des voluminösen Buchs von 710 Seiten gibt es vieles, was weggelassen werden musste. Ich werde es vielleicht später nachholen, um Zschokkes Leistungen von verschiedenen Seiten zu würdigen.

Auch empfiehlt es sich, in kleineren Aufsätzen oder in Vorträgen wie heute Aspekte hervorheben, die in der Biografie zu kurz gekommen sind, oder ein Thema zusammenfassen, das über das ganze Buch verstreut ist. Am ersten Oktober hielt ich im Dichter- und Stadtmuseum Liestal ein Referat, wo ich den Beitrag Zschokkes und seiner Söhne am Entstehen des Kantons Basellandschaft beleuchtete. Am heutigen Abend möchte ich den Fragen nach Zschokkes Weltbild, nach dem Motor seines Handelns und nach den wichtigsten Einflüssen nachgehen. Es ist eine Binsenwahrheit, dass die entscheidenden Einflüsse in der Kindheit, Jugend und im frühen Erwachsenenalter stattfinden. Gerade hier erfahren wir aber von Zschokke selber wenig Erhellendes.

## **3. Ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden**

Ich habe schon auf die Vielfältigkeit von Zschokkes Tätigkeiten hingewiesen, aber noch nicht gesagt, dass er sich in den letzten 50 Jahren seines Lebens – er wurde 77 Jahre alt – vorwiegend den sozial benachteiligten Schichten widmete. Während Heinrich Pestalozzi sein Lebenswerk darin sah, Kindern eine bessere Schulbildung zu geben, betrachtete Zschokkes es als seine vornehmste Aufgabe, der im damaligen Schulwesen vernachlässigten ländlichen Bevölkerung zu helfen. Er setzte sich nachdrücklich für die Verbesserung von Dorfschulen ein und verfolgte das Ziel, die Jugendlichen und Erwachsenen geistig, beruflich und staatspolitisch zu fördern. Alle Menschen, vorab jene, die auf dem Land lebten (und das waren je nach Region bis zu 90 %) sollten die gleiche Chance haben wie die privilegierten Bürger in der Stadt.

Das Sozialengagement für die Unterschichten zieht sich seit etwa 1798 wie ein roter Faden durch Zschokkes Leben, und er wurde ihm ebensowenig in die Wiege gelegt wie Pestalozzi der Einsatz für Armen- und Waisenkinder. Es konnte sich erst entwickeln, als Zschokke mit der einfachen Bevölkerung in engen Kontakt kam, und das geschah in der Schweiz, als er seine Gelehrten- und Dichterexistenz hinter sich liess und sich ins praktische Leben stürzte oder vielmehr gestürzt wurde. Was sich bereits in seiner Kindheit abzeichnete, war ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden. Ich versuche also, diese Haltung aus seinen persönlichen Verhältnissen und Kindheitserlebnissen herzuleiten.

Zschokke war Sohn eines Tuchmachers in der Stadt Magdeburg, damals die stärkste militärische Festung Preussens, mit vielen Soldaten, Handwerkern und Arbeitern, und er verbrachte die ersten Jahre seiner Kindheit auf der Gasse, zusammen mit Soldaten- und Arbeiterkindern. Ein Jahr nach seiner Geburt starb die Mutter, 7 Jahre später der Vater, der sich aber kaum um ihn gekümmert hatte. Der kleine Heinrich wurde seinem älteren Bruder Andreas (1747–1812) in Pflege gegeben, der ihn in eines der besten Gymnasien steckte, das vorwiegend von den Söhnen reicher Kaufleute, Beamter und Offiziere besucht wurde.

Er wurde von seinen Mitschülern und den Lehrern ausgelacht, genauso wie sein Namensvetter Pestalozzi. Man verspottete ihn wegen seiner Tolpatschigkeit, seiner ungehobelten Manieren und mangelnden Schulleistungen, die daher rührten, dass er überfordert und oft sehr zerstreut war. Er träumte sich in Phantasiewelten, in die Märchen aus 1001 Nacht, die ihm im Französischunterricht vermittelt wurde, wo er ganze Passagen auswendig lernte.

Als Neunjähriger riss er ein erstes Mal von zu Hause aus, um in Böhmen nach Diamanten zu suchen, die dort angeblich an den Ufern der Elbe herumlagen. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, was er machen wollte, wenn es ihm gelang, mit Taschen voller Edelsteine nach Hause zu kommen: Er beabsichtigte, sich damit den Respekt der Mitschüler und Verwandten zu erobern. Statt dessen wurde er wegen schlechten Betragens von der Schule verwiesen und von seinem Vormund der ältesten Schwester Dorothea (1749–1814) übergeben. Die behandelte ihn unfreundlich, mehr als Kostgänger und Dienstburschen denn als Bruder. Man liess ihn in einem Hintergebäude in einem Zimmer ohne Heizung und Licht hausen, konfiszierte seine aus einer ausgehöhlten Rübe gebastelte Lampe und nahm ihm seine ersten schriftstellerischen Arbeiten weg, um das Papier zum Einrollen von Münzen zu gebrauchen.

Auch wenn diese Erinnerung Zschokkes den realen Umständen nicht ganz gerecht wurde – Sie können es in meiner Zschokke-Biografie nachlesen –, prägte sie doch seine Einstellung für das künftige Leben: die Empörung gegen Ungerechtigkeiten, die Menschen wegen ihres geringeren sozialen Status, des Fehlens von Eltern, ihrer Armut oder ihres Nichtwissens erfuhren, und der Wunsch, für sie eine bessere Welt zu schaffen. Die Suche nach einer besseren Welt nahm er für sich selber in Anspruch, indem er mit 16 Jahren von Magdeburg ausriss, um der ihn erdrückenden Umgebung zu entrinnen und fortan sein eigener Meister zu sein. Selbstverständlich schickte man seinen Bruder hinter ihm her, um ihn nach Hause zu holen, aber der konnte ihn nicht überzeugen, zurück zu gehen.

Zschokke wollte Gelehrter werden, die Welt und die Menschen studieren und darüber Bücher schreiben. Damit begann er, wie gesagt, schon mit 16 Jahren, und da er ein kluger und neugieriger Kopf war, sich gewandt und lebhaft ausdrücken konnte, auch den richtigen Ton fand, zeichnete sich schon bald eine Laufbahn als erfolgreicher Schriftsteller ab. Er hatte es sich aber auch zum Ziel gesetzt, an einer Universität zu studieren, und dazu brauchte er ein Abitur; das Wissen brachte er sich selber bei. Seinen fünfjährigen Aufenthalt an der Universität Frankfurt an der Oder – zwei Jahre als Student und drei Jahre als Privatdozent – finanzierte er sich hauptsächlich mit Unterhaltungsromanen und Dramen und gab zwei Zeitschriften heraus. Es war eine harte Zeit, da er öfters hungern musste, aber er lernte, dass ein Mensch unabhängig bleiben konnte, wenn er unablässig arbeitete und Entbehrungen auf sich nahm. Da er einen ungeheuren Schaffensdrang besass und genügsam war, machte ihm dies nicht viel aus. Er hatte sich geschworen, nie mehr die Hilfe anderer Menschen in Anspruch zu nehmen.

Während seines Studiums der Theologie beschäftigte er sich mit allem, was ihn interessierte; mit Aufklärungsphilosophie, Anthropologie, Psychologie, kritischer Theologie und Naturrechtslehre und fühlte sich dadurch und durch die Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in

Frankreich bestätigt, dass es möglich war, eine gerechte Welt zu denken, und dass es keine Unmöglichkeit mehr war, eine solche Welt zu realisieren. Er war ein Vielleser, dessen kleine Studentenbude von Büchern übersät war: Johann Gottfried Herder vermittelte ihm die Idee von der Bedeutung und Gleichwertigkeit der Völker, Gotthold Ephraim Lessing Toleranz gegen andere Religionen.

Sein Mentor an der Universität war der Theologe, Philosoph und Pädagoge Gotthilf Samuel Steinbart (1738–1809), der einer ganzen Generation von Studenten den Stempel aufdrückte. Er hatte ein Buch geschrieben mit dem Titel „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums“, das zu einem Bestseller wurde.<sup>2</sup> Es wiederholte, was schon die griechischen Philosophen gelehrt hatten und im Christentum zuweilen vergessen worden war: Dass es den Menschen entsprach, schon in diesem Leben glücklich zu werden und nicht erst auf das Jenseits zu warten. Das Gefühl der Seligkeit oder Glückseligkeit erreiche man, lehrte Steinbart, der Zschokke als seinen Nachfolger ins Auge fasste, wenn man ein seiner Natur gemässes, gutes und erfülltes Leben führe.

Wenn man alles zusammen nimmt, so erfuhr Zschokke Frankfurt an der Oder, indem er sich auf die Hauptlinien konzentrierte, die Philosophie, die er für sein künftiges Leben brauchte: den Gedanken der Freiheit, der Gleichheit und der Gerechtigkeit, die im irdischen Leben stattfinden und im Hier und Jetzt erkämpft werden musste, wie es die Amerikaner und die Franzosen mit ihren Revolutionen vorgemacht hatten. Es verwundert nicht besonders, dass sich Zschokke einer Freimaurerloge anschloss, die in ihren Zirkeln ebenfalls das Prinzip von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vertrat. Pikanterweise trat er den Freimaurern aber erst einige Tage vor seiner Abreise aus Frankfurt bei. Es passte ihm nicht, dass sie eine heimliche Vereinigung war und ihre Zusammentreffen von Ritualen und nicht von Diskussionen geprägt wurden. Als er sich von den Logenbrüdern verabschiedete, hinterliess er Vorschläge für eine innere Reformation, und als er 1810 in Aarau eine eigene Freimaurerloge gründete, legte er Gewicht darauf, die Rituale selber festzulegen.

#### **4. Engagement für die Unterschichten**

Die politische Emigration ist heutzutage ein aktuelles politisches Thema, wobei man die Frage der Menschenrechte meist ausser Acht lässt. Zschokke selber emigrierte dreimal in seinem Leben aus politischen Gründen und mehrfach, weil er sich persönlich eingeschränkt oder gedemütigt fühlte. Die Reise in die Fremde bot ihm die Chance eines Neuanfangs, und er propagierte unermüdlich das Recht des Menschen, aus welchen Gründen auch immer in einem anderen Land unter anderen Bedingungen eine neue Existenz aufzubauen. Damals war das verheissene Land Amerika, heute ist, wie wir wissen, auch Europa als Hoffnung für die Unterdrückten und Geknechteten der Welt ins Licht gerückt.

Zschokke wurde im Zeitalter der Aufklärung geboren, unter dem preussischen König Friedrich dem Grossen<sup>3</sup>, den er zeitlebens als Prototyp des aufgeklärten Herrschers sah, der sich als Diener des Volks bezeichnete und dem das Wohl des Volks angeblich ein zentrales Anliegen war. Nach Friedrichs Tod erlebte Zschokke, wie die Unvorgenommenheit und Toleranz in Preussen zu Ende ging, wie die freie Forschung in den Geisteswissenschaften und die kritische Theologie, welche Glaubensinhalte und Dogmen in Frage stellte, unterdrückt wurden. Immanuel Kant erhielt 1794 vom neuen König einen Maulkorb umgehängt.

Darauf beschloss Zschokke, Preussen zu verlassen. Nach einigem Hin und Her liess er sich in der Schweiz nieder. Zwar waren die Verhältnisse in der Eidgenossenschaft um 1795 keineswegs

---

<sup>2</sup> Züllichau 1778, <sup>4</sup>1794.

<sup>3</sup> 1712–1786, König seit 1740.

so freiheitlich, wie Zschokke gemeint hatte: In der Innerschweiz sah er grosse Armut und viele Bettler, was er auf die katholische Kirche zurückführte, und in Zürich stellte er fest, dass die Bevölkerung am Zürichsee durch das Stadtpatriziat unterdrückt wurde. Darüber schrieb er einen langen Bericht in seinem Reisebuch anonymen „Meine Wallfahrt nach Paris“. Auch im nachrevolutionären Frankreich fand er die erwartete Idealwelt nicht, und so kam er in die Schweiz zurück.

Da kam es im Frühling 1798 mit Unterstützung Frankreichs zu einer Revolution, die scheinbar all das brachte, was Zschokke sich für den Staat der Zukunft wünschte: Rechtsgleichheit aller Bürger (von den Frauen war damals nicht die Rede), Handels-, Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit, Volkssouveränität, Gewaltentrennung und Meinungsfreiheit. Die Kirchen wurden als private Vereinigungen behandelt, die Priester als Staatsbeamte vereidigt und der staatlichen Aufsicht unterstellt. Artikel 5 der Helvetischen Verfassung lautete: „Die natürliche Freiheit des Menschen ist unveräusserlich. Sie hat keine anderen Grenzen als die Freiheit jedes andern.“ Und Artikel 7: „Die Pressefreiheit ist eine natürliche Folge des Rechts, sich unterrichten zu lassen.“ Das waren die Ideen der Aufklärung, der amerikanischen und Französischen Revolution.

Mit Feuereifer verbreitete Zschokke, wie übrigens auch sein Freund Pestalozzi, diese Ideen und verteidigte die Helvetische Republik gegen Angriffe aus dem konservativen politischen Lager im In- und Ausland. Dazu gründete er drei Zeitungen: den „Helvetischen Genius“, den „Schweizerboten“ und die „Helvetische Zeitung“. Die ersten beiden, also der „Helvetische Genius“ und der „Schweizerbote“, sind heute noch spannend zu lesen. Zschokke besass die Fähigkeit, unterhaltend zu schreiben und selbst komplizierte Sachverhalte anschaulich und überzeugend darzulegen.

Aber erst im Mai 1799, als Zschokke als Regierungskommissar nach Nidwalden geschickt wurde, um die staatliche Ordnung wieder herzustellen, begann er sich ernsthaft mit dem Landvolk zu befassen. Er fand eine der Helvetischen Republik feindselig gesinnte, durch die Kriegsergebnisse apathisch gewordene Bevölkerung, die unter der Last der französischen Besetzung fast zusammenbrach. Zschokke, der die Menschen sehr genau beobachtete, merkte bald, dass er sie nur von den Neuerungen überzeugen konnte, wenn er auf sie einging, ihre Sprache verstand, ihre Mentalitäten studierte und wenn sie von der neuen Ordnung handfeste Vorteile verspürten. Es nützte nichts, dreinzuschlagen oder autoritär aufzutreten. Erst wenn die Innerschweizer sahen, dass es ihnen besser ging oder dass man sich ehrlich um sie bemühte, waren sie für die neuen Verhältnisse zu gewinnen. Mit fast unmenschlicher Anstrengung stemmte sich Zschokke den Anmassungen der französischen Armee entgegen, versuchte die Zumutungen aus Bern zu lindern und machte in rascher Folge Reformvorschläge zur Verbesserung der Schulen, der ökonomischen und politischen Verhältnisse. Die helvetische Regierung blockte alle Vorschläge ab, nicht weil sie damit nicht einverstanden gewesen wäre, sondern weil das Geld zu ihrer Finanzierung fehlte.

Als Zschokke einsah, dass alle seine Bemühungen nichts fruchteten, rief er eine private Sammelaktion ins Leben und schrieb einen „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit in den verheerten Gegenden des Kantons Waldstätten“, dem eine beispiellose Solidaritätswelle in der Schweiz und im Ausland folgte. Die Spenden waren zwar nur ein Tropfen auf den heissen Stein, aber sie lösten bei den Beschenkten eine Reaktion aus, die Zschokke überwältigte. Er war bewegt vom Leiden der Innerschweizer und von ihrer Dankbarkeit für die kleinste Gabe, die ihnen das Gefühl gab, nicht ganz vergessen worden zu sein. Wenn ein Beamter (oft der Pfarrer) sich in ihrem Haus zeigte und ihnen die Hand drückte, glaubten sie, wenigstens ein bisschen ihrer durch Schändung und andere Grausamkeiten gedemütigte Würde wiederzuerlangen. Ich zitiere aus dem ersten und vierten „Rechenschaftsbericht“, den Zschokke zur Verteilung der Spenden veröffentlichte:<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> W. Ort, Biografie, S. 307.

„Nur ein einziges Beyspiel. Als das Geld, welches ich für die Kranken, Alten und Arbeitsunfähigen nach *Einsiedeln* gesandt hatte, daselbst ausgetheilt wurde, war die Rührung bey den meisten Unglücklichen so groß, daß dieselben laut weinten und schluchzten, und das Geld, ohne es zu kennen, ohne es zu betrachten, annahmen, und zu Gott mit Thränen riefen, den unbekanntem Helfern zu lohnen. Weinend giengen die, so das Geld austheilten, von Hütte zu Hütte – solche Wehmuth und solche Lust hatte sie übermannt, daß sie es nicht schildern zu können glaubten.“

Und: „Ich habe in den Waldstätten meines Lebens bitterste und schönste Stunden gelebt. Mehr als einmal näßte sich mein Auge voll wehmüthiger Freude, beym Anblick so vieler Leiden und so vieler Tugend. – Unter den Ruinen jener einst glücklichen Hütten lernt' ich die Menschheit kennen, wie sie sich entfaltet hat in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Gräßlichkeit.“

Im obigen Zitat wird die Erschütterung Zschokkes erkennbar, die einen tiefen und nachhaltigen Wandel in ihm herbeiführte. Aus dem misstrauischen, misanthropischen, am Guten zweifelnden jungen Gelehrten wurde das, was man als Menschenfreund bezeichnet. Im Leiden der gedrückten und gedemüthigten Kreatur sah er sich selbst, das Waisenkind in Magdeburg, herumgeschubst und verlacht; erkannte, dass alle Menschen Hoffnung, Zuneigung und Menschenwürde brauchten, dass auch die im tiefsten Elend und im Schmutz lebenden Menschen, denen Umstände und Schicksal bisher alles verwehrt hatten, das Recht besaßen, ihre Persönlichkeit zu entfalten und glücklich zu sein. Sie zu unterstützen, ihnen zum Glück zu verhelfen, betrachtete er fortan als seine künftige Aufgabe, gleichsam als seine göttliche Mission. Denn wer anders konnte ihn auf diesen Weg gewiesen haben, als Gott, der dem melancholischen, von Selbstmordgedanken gequälten jungen Mann einen Sinn im Leben gab? Im Jahr 1799, mitten in den Kriegswirren in der Innerschweiz, fand er seinen Glauben wieder: Gott hatte ihm ein Zeichen geschickt, ihm den Weg gewiesen, dem Volk zu einem bessern Leben zu verhelfen, sein Leiden zu lindern. Dieser Gedanke gab ihm Vertrauen ins Leben und neue Kraft.

Als die Helvetische Republik drei Jahre später mangels Geld und Unterstützung durch die Bevölkerung und durch Frankreich zusammenbrach, zog Zschokke sich in den ruhigen und friedlichen Aargau zurück, wo sich Reste des freiheitlichen Gedankenguts, namentlich die Pressefreiheit, erhalten hatten, und er gründete dort zusammen mit dem jungen Buchdrucker Heinrich Remigius Sauerländer (1776–1847) aus Frankfurt am Main einen Verlag, der Aarau in den kommenden Jahrzehnten zu einem europäischen Zentrum der liberalen Presse und der Volksaufklärung machte.

In Aarau gründeten Zschokke und seine Gesinnungsgenossen, vorwiegend Auswärtige und Ausländer, ehemalige Beamte der Helvetischen Republik und aufgeschlossene Fabrikanten, eine Reihe kultureller, wissenschaftlicher, ökonomischer Institutionen und Bildungsanstalten, die dem Aargau den Titel „Kulturkanton“ eintrugen, weil sie unter dem Dach der „Gesellschaft für vaterländischen Kultur im Kanton Aargau“ standen, die wiederum einer Idee der „Freimaurerloge zur Brudertreue“ entsprang, deren Gründung wiederum – ich habe es schon erwähnt, auch eine Idee Zschokkes war.

## 5. Zschokke lesen

Im Zusammenhang mit der Helvetischen Verfassung war Zschokke klar geworden, dass es nichts brachte, wenn man Grundsätze deklarierte, die das Volk nicht verstand und deren Sinn es nicht einsah. Ausserdem stellten Mentalitäts- und Verhaltensänderung einen langwierigen Prozess dar, dessen Voraussetzung Belehrung, Überzeugungsarbeit und längerfristig eine bessere Bildung waren. Mit seinem „Schweizerboten“, den er seit 1804 in Aarau wieder belebte, und in Volksschriften wie „Das Goldmacherdorf“ (1817), „Des Schweizerlands Geschichten für das



Schweizervolk“ (1822) und „Die Branntweinpest“, aber auch in vielen anderen Werken verfolgte Zschokke das Ziel, das Volk geistig und politisch zu schulen und ihm zu vermitteln, was er einer Rede von 1836 vor der Versammlung des schweizerischen Volksbildungsvereins in Lausen zum Titel setzte: „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ Zschokkes Stärke als Redner und Schriftsteller war es, das Volk so anzusprechen, dass es sich verstanden fühlte, es in einen Dialog einzubinden, mit seiner Argumentation so zu lenken, dass es ihm bereitwillig folgte, dank einer guten Mischung von Information, spannenden Geschichten und Witz.

Manche seiner Werke waren zum oralen Gebrauch bestimmt, das heisst, sie entfalteten ihre volle Wirksamkeit beim Zuhören. Das Vorlesen war in der Schweiz mit ihrem hohen Anteil funktionseller Analphabeten (Leute, die Texte nicht verstehen) sehr wichtig. Der Schweizerbote gelangte in einem oder zwei Exemplaren in das kleinste Nest; gern wurde das „Blättli“, wie er wegen seines handlichen Formats und seines Inhalts liebevoll genannt wurde, im Wirtshaus gemeinsam gelesen und diskutiert. Zahlreiche Leserbriefe und Bemerkungen zeugen von dieser intensiven Auseinandersetzung. Romane wie „Das Goldmachedorf“ wurden von gemeinnützigen Organisationen gratis oder stark verbilligt dem Volk abgegeben, „Des Schweizerlands Geschichten“ im Schulunterricht verwendet und die „Stunden der Andacht“ am Sonntag vor der Familie und den Dienstboten vorgelesen.

Das Erlebnis, wie einprägsam Zschokkes Texte beim Zuhören sind, habe ich selber gemacht: Als Holger Böning und ich 2007 „Das Goldmachedorf“ neu herausgaben, liessen wir Teile daraus durch Schauspieler vortragen. Unseren Zuhörern ging es wie bei einem feinen Essen: Die Wirkung entfaltet sich am besten, wenn es frisch zubereitet ist und unsere Sinne anspricht, beim Essen die Nase und die Augen, bei Zschokkes Volksschriften die Ohren. Überzeugen Sie sich selbst! Leider werden Zschokkes Werke kaum noch gelesen und sind oft auch nicht gut zugänglich; der Schreibstil wirkt verstaubt: zu sehr haben sich die Menschen und die Kultur in den letzten zweihundert Jahren verändert. Zschokkes Schriften zielten unmittelbar auf die Zeitgenossen und waren nicht für die Dauer bestimmt; sie sollten die damaligen Menschen bewegen und bei ihnen eine Reaktion auslösen, durch Signale, auf die wir nicht mehr unmittelbar ansprechen.

Aber wenn Sie sich mit etwas Geduld in eines seiner Werke hineinlesen, sich in jene ferne Welt hinein begeben, die uns zugleich überraschend vertraute ist, erkennen Sie, welche hohe Kunst Zschokke darauf verwendete, einfach zu schreiben und die Menschen zu erreichen, deren Obhut Gott ihm anvertraut hatte, weil sie wenig besaßen und kaum eine Chance hatten, sich zu bilden und die Welt und sich selber richtig kennenzulernen.

Zschokke war ein unverwundlicher Optimist. Er glaubte an die Zukunft der Menschen, und er sah es als seine Pflicht, seine Leser für eine Zeit zu gewinnen, die dank des Einsatzes der Besten, dank der Vernunft und der Errungenschaften von Technik und Wissenschaft nur besser sein könne als die Gegenwart.

## **6. Aus dem Schweizerboten**

Um Ihnen einen Eindruck von Zschokkes Schreibstil zu vermitteln, viel eindrücklicher, als ich es mit meinen Worten kann, stelle ich Ihnen den Eingangsartikel der ersten Nummer des Schweizerboten von 1798 vor. Danach, falls die Zeit reicht, werde ich Ihnen an einem Beispiel aus der neuen Biografie zeigen, welche Ziele Zschokke im Bildungswesen verfolgte. Allerdings fürchte ich, meine Schreibweise werde gegenüber der eindringlichen, anschaulichen und humorvollen von Zschokke sehr abfallen. Ich bitte Sie also zum Voraus um Entschuldigung. – Hier also der Eingang zum Schweizerboten:<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Schweizer-Bote Nr. 1, 13.(?) November 1798, S. 3.

„Was bringst du Neues, Schweizer-Bote?“

Mit Erlaubniß, man fällt einander nicht mit der Thür ins Haus. – Zuvörderst reich ich euch die Hand zum freundschaftlichen Grusse, liebe Landsleute, und meld euch, daß ich selbst das Allerneuste bin, was ich mitbringe.

Gelt, da schaut ihr mich an, und möget mir gerne ins Auge sehen, und fragen: *was bist du für einer?* – Bist du ein Oligarch? Nein ich bin kein ausgedrückter Schwamm, den da dürstet. – Bist du ein Patriot nach der Mode? Nein, denn ich weiß, daß meine leeren Taschen nicht das Vaterland sind. – Bist du ein Aristokrat? behüte mich Gott, die Todten sollen erst am jüngsten Tage auferstehn. – Bist du ein Freund der alten Ordnung? Nein, ich liebe keine verrostete Flinte, die, wenn man schießen will, nicht los geht. – Bist du Liebhaber der neuen Ordnung? Neue Schuhe drücken zwar anfangs, doch sind sie besser, als die Zerrissenen; und das Gute ist besser, als das Neue; drum lieb ich die gute Ordnung.

Was bist du also Schweizer-Bote?

Ich bin der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote, der alle Wochen einmal zu euch kommen will, so lang und breit, wie er heute kömmt; doch nie mit leerer Hand.

Allwöchentlich will ich euch etwas Neues erzählen, von dem was in der Welt vorgeht, und von dem was darinn vorgehn sollte, wenn die Leute nicht zuweilen Narrn wären, und nicht lieber die Müzze am Fuß, und den Schuh am Kopf tragen.

Auch will ich euch meine ehrliche Meinung rein von der Leber hinweg sagen, von demjenigen, was in unserm Schweizerlande vorfällt, und warum es gerade so und nicht anders kömmt, und wie es besser, oder schlechter sein könnte. Das wird oft kurios sein.

Auch mancherley wahrhafte und nützliche Geschichten sollt ihr von mir hören, und zur grössern Anmuth derselben will ich dann und wann ein schönes und zierliches Bild hinzulegen, wo ihr dann alles mit leibhaftigen Augen schauen könnet, wie es zugegangen ist.

Auch schöne geistliche und weltliche Reime sollt ihr dann und wann lesen; und wills euch gar nicht wehren, wenn ihr sie lieber singen wollt.

Auch bitt ich dich, lieber Landsmann, wenn dich der Schuh wo drückt, und du Belehrung haben willst, an mich zu schreiben und zu fragen: dann will ich darauf antworten; – oder wann du etwas Nützliches deinen Mitbürgern bekannt machen willst, es mir zu melden. Schicke es dann nur an den Mann, der dies Blatt druckt, der ist ein redlicher Mann und heißt *Heinrich Geßner*, wohnhaft zu *Luzern*. Auf den Brief schreib nur: *für den Schweizerboten in Luzern*. So wird alles gut seyn.

Ich habe auch schon an den türkischen Kaiser geschrieben, und an den Czar von Rußland, – ein Dito an den grossen Mogul und andere Potentaten, damit sie mir zuweilen melden, was Neues bey ihnen passiert, um es aus erster Hand zu haben, sintemahlen sie weit von uns wohnen. Das wird sehr erbaulich seyn für unsre unzufriedenen Junker, die nicht mehr Potentaten sind.

Da nun unser christliches Jahr 52 Wochen hat, und da alle Wochen vom Schweizer-Boten ein Blatt heraus kömmt, und da jedes Blatt weniger als einen Schilling kostet, so bezahlst du in einem ganzen Jahre für den Schweizer-Boten nicht mehr, als einen Golden oder 16 Bz. Botenlohn, damit er sich die Schuhe flicken lassen kann.“

## 6. Lesung aus der Zschokke-Biografie (falls zeitlich möglich)

Und nun das Kapitel „Erziehung der republikanischen Jugend“ aus der neuen Zschokke-Biografie<sup>6</sup>:

„Der Volkspädagoge Zschokke sah immer wieder Mängel und Lücken im Bildungssystem, die zu beheben er sich zum Ziel setzte. Der Grundschulen nahm sich der Staat an, aber für angehende Berufsleute gab es im Aargau kaum eine Möglichkeit, sich technisches und wissenschaftliches Rüstzeug zu verschaffen. Nach dem Auftrag ihrer Stifter, der Aarauer Bürger, hätte die 1802 gegründete Kantonsschule diese Aufgabe erfüllen sollen. Sie wollten ihren Söhnen in der Heimat höhere Bildung vermitteln, bevor sie an die Universität gingen oder ins väterliche Geschäft eintraten. Ihren Bedürfnissen entsprechend wurden ausser Latein (eine Stunde täglich) auch Französisch, Mathematik, Naturwissenschaften und kaufmännische Fächer gelehrt; Praktiker übernahmen neben den fest eingestellten Lehrern den Unterricht in Physik, Chemie, Botanik und Anthropologie.<sup>7</sup>

Im Frühling 1804 wurden die Real- und die Gelehrtenschule organisatorisch voneinander getrennt und der niedersächsische Altphilologe Ernst August Evers (1779–1823) zum Rektor berufen, der mit dem Mischmasch von Bürgerschule und Gymnasium aufräumte und kein Hehl daraus machte, dass er zur idealistischen Schulbildung neigte und es in straffer Schulführung darum gehe, den Sinn der Schüler auf das Wahre, Gute und Schöne auszurichten statt auf jene Bedarfsklugheit, die er einmal als „Schulbildung zur Bestialität“ bezeichnete.<sup>8</sup> Die Lektionen in den Naturwissenschaften wurden gekürzt und Latein und Griechisch zu Kernfächern erhoben. Einige Lehrer kündigten, die Schülerzahl sank und Gönner zogen sich zurück, so dass der Staat einsprang, die Schule zur kantonalen Lehranstalt erklärte, ihre neuhumanistische Ausrichtung verstärkte, die Handelsfächer ganz strich und das Rektorat entmachtete. Wieder traten Lehrer zurück und mit ihnen auch Evers. Aber die Kantonsschule kam auch danach nicht zur Ruhe: Zu viele Kräfte zerrten in verschiedene Richtungen.

Zschokke hatte nichts gegen eine Gelehrtenschule einzuwenden, deren Gönner er selber war,<sup>9</sup> und auch nichts gegen seinen Schwager Evers,<sup>10</sup> aber die 10'000 Franken, welche der Staat jährlich dafür anwendete, schien ihm schlecht ausgelegt, da diese Schule ihre Aufgaben mehr recht als schlecht erfülle und die Prioritäten falsch gesetzt seien:

„Wir bedürfen in unserm Freistaat einer mannigfaltigern Ausbildung unsrer Jünglinge, nicht zu Gelehrten allein, auch zu kenntnisvollen Geschäftsleuten, Fabrikanten, Kaufleuten, Landwirthen, Handwerkern, Künstlern. Denn aus diesen werden unsre Vorsteher in den Gemeinden, unsre Richter, unsre Staatsverwalter, unsre Gesezgeber erwählt.“<sup>11</sup>

---

<sup>6</sup> W. Ort, Biografie, S. 440-443

<sup>7</sup> Zur Geschichte der Kantonsschule Aarau neuerdings Heinrich Staehelin: Die alte Kantonsschule Aarau 1802–2002. 200 Jahre aargauische Mittelschule. Aarau 2002. – Ergänzend zur Gründungszeit: F. X. Bronner, Kanton Aargau, Bd. 2, S. 11-17; Johannes Müller: Der Aargau. Seine politische, Rechts-, Kultur- und Sitten-Geschichte. Bd. 2. Zürich und Aarau 1871, S. 317 ff.; E. Jörin, Kanton Aargau, S. 366-380.

<sup>8</sup> Ernst August Evers: Über die Schulbildung zur Bestialität. Ein Programm zur Eröffnung des neuen Lehrkurses in der Kantonsschule. Aarau 1807. Neuauflage von Michele C. Ferrari, Hrsg. Heidelberg 2002 (Faksimileausgabe mit einem Vorwort von Manfred Fuhrmann und einem Nachwort von Ferrari).

<sup>9</sup> 1811 mit einem Betrag von 200 Franken.

<sup>10</sup> Obwohl Evers, der schon immer ein wunderlicher Kauz gewesen sei, sich mit allen Professoren zerstritten, den Kantonsschulrat unanständig behandelt und dem guten Schwiegerpapa auf dem Kirchberg Grobheiten an den Kopf geworfen habe, bevor er ohne Abschied mit Sack und Pack in die Lüneburgerheide verreist sei. So Zschokke an J. A. von Ittner, Aarau, 1.5.1817 (StA Freiburg i. Br., NL Heinrich Schreiber). – Dies als Korrektiv zum Panegyrikon von Georg Andreas Hagnauer (in Stefano Francini: Statistik der Schweiz. Bearbeitet von G. A. Hagnauer. Aarau 1829, S. 304; vgl. N. Halder, Geschichte, S. 149), und als etwas banale Antwort auf die Frage, weshalb Evers 1817 Aarau verlassen habe (M. Ferrari, Evers, S. 60).

<sup>11</sup> Aus dem Kommissionsbericht Zschokkes zur Rechenschaft der Regierung pro 1818/19. Akten des Aargauer Grossen Rats, 26.6.1819.

Am 21. Juni 1819, als er dies vor dem Grossen Rat äusserte, hatte er bereits selber die Initiative für eine solche Schule ergriffen, da er sah, dass die Regierung die höhere Berufsausbildung nicht als ihre Aufgabe betrachtete und von daher keine Unterstützung zu erwarten war.<sup>12</sup> Er schlug der Kulturgesellschaft die Gründung eines Polytechnikums vor mit dem Namen „bürgerlicher Lehrverein“, um jungen Leuten, die nicht an eine Universität gehen konnten oder wollten, unentgeltlich Unterricht in nützlichen Wissenschaften zu geben.<sup>13</sup> Die Kulturgesellschaft stimmte dem Stiftungsentwurf zu und ging an die Vorbereitung.<sup>14</sup>

Man setzte also wieder am Punkt an, wo man sich schon 1802 befunden hatte: am Aufbau einer bürgernahen und bedarfsorientierten Schule. Wiederum erklärten sich einige wissenschaftlich gebildete Aarauer bereit, in ihren Spezialfächern freiwillig und gratis Lektionen zu erteilen, aber diesmal wurde aus Kostengründen ganz auf bezahlte Lehrer verzichtet. Die Bezirksgesellschaften wurden gebeten, sich zu dem Plan zu äussern und interessierte Eltern zu gewinnen.<sup>15</sup> Anfang September erschien eine öffentliche Anzeige mit wichtigen Informationen und der Aufforderung, sich für den ersten Kurs anzumelden. Die Bewerber mussten 18 Jahre alt sein, „hinlängliche Fertigkeit“ im Lesen, Schreiben und Rechnen und ein „musterhaft sittliches und anständiges Betragen“ vorweisen.<sup>16</sup> Jedem Studenten wurde ein Tutor zugewiesen,<sup>17</sup> und wenn er von auswärts kam, konnte er aus einer Liste von Privatunterkünften wählen. Vierzig Studenten schrieben sich ein. Ein Lokal fand sich rasch: der zweiten Stock von Zschokkes Haus am Rain 18.

Der Unterricht fand nur während des Wintersemesters statt; zwölf Fächer wurden im ersten Semester ausgeschrieben, von denen ein Student mindestens drei belegen sollte, aber in der Zusammensetzung seines Stundenplans frei war. Staatskundliche, historische und juristische Vorträge, immer mit einem Bezug zur Schweiz, standen ebenso auf dem Programm wie technische und naturwissenschaftliche: Grundlage der Chemie mit praktischen Anwendungen, Prinzipien und Anwendungen der Mechanik (keine mathematischen Vorkenntnis erforderlich), Mineralogie, Freihand- und geometrisches Zeichnen.<sup>18</sup> Alle Veranstaltungen waren so gelegt, dass sie sich zeitlich nicht überschneiden.

Zschokke gab im ersten Semester zwei Fächer: (a) Staatswirtschaft, oder Darstellung der Staatsbedürfnisse, des Staatsvermögens und der Verwaltung des Letztern, verbunden mit Statistik der Schweiz und der benachbarten Länder; Anweisungen zur Kenntnis des Bergbaus im Allgemeinen, und der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen. Zeit: Montag und Dienstag, 15–16 Uhr. (b) Übungen im Abfassen schriftlicher Abhandlungen und Aufsätze und im Halten wohlgeordneter mündlicher Vorträge: Montag, 16–17 Uhr, Donnerstag und Freitag, 15–16 Uhr. Für beide Fächer schrieb er einen besonderen Leitfaden mit der Gliederung seines Vortrags.<sup>19</sup>

Neben den Vorlesungen, welche die Studenten nachschreiben und mit eigener Lektüre ergänzen sollten, wurden Übungen abgehalten; teilweise bestand die Gelegenheit, dem Fachmann

---

<sup>12</sup> Vgl. J. Müller, Kanton Aargau, Bd. 2, S. 326.

<sup>13</sup> Im Aarauer Ausschuss am 22.3.1819. Quelle dazu und zum folgenden: Verhandlungsblätter der GfvK 1819, Nr. 7+8, S. 26-32; Nr. 17+18, S. 66; Nr. 21+22, S. 81-88.

<sup>14</sup> Zur Geschichte dieser Institution, die von 1819 bis 1830 Bestand hatte v.a. Johannes Kettiger: Der Lehrverein zu Aarau. Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Unterrichts- und Erziehungswesens. In: Programm des Aargauischen Lehrerseminars in Wettingen. Baden 1858; Markus T. Drack: Der Lehrverein zu Aarau 1819–1830. Argovia 79. Aarau 1967; Werner Ort: Der modernen Schweiz entgegen. Heinrich Zschokke prägt den Aargau. Baden 2003, S. 242-250.

<sup>15</sup> Zirkular vom 19.4.1819. In StA AG, NL.A 224: Akten der Bezirksgesellschaft Brugg, S. 393-396. Vgl. GfvK, Protokoll des Aarauer Ausschusses vom gleichen Datum.

<sup>16</sup> „Anzeige der Lehrgegenstände über welche im Winterhalbjahre, vom November 1819 bis April 1820, jungen Aargauern, die daran Theil nehmen wollen, unentgeltlicher Unterricht ertheilt wird zu Aarau, vom bürgerlichen Lehrverein daselbst.“ Verhandlungsblätter der GfvK 1819, Nr. 21+22, S. 84 f.

<sup>17</sup> Wie Zschokke ein solches Tutorat führte, lässt sich am Beispiel des Lehrers Johann Jakob Wieget zeigen: M. Drack, Lehrverein, S. 49; W. Ort, Schweiz, S. 244.

<sup>18</sup> Verhandlungsblätter der GfvK 1819, Nr. 21+22, S. 81-88.

<sup>19</sup> Verhandlungsblätter der GfvK 1819, Nr. 30, S. 117-120, und Nr. 31+32, S. 121-128.

über die Schulter zu schauen, etwa beim Feldmessen, und sich darin instruieren zu lassen. Bronner warf dem „bürgerlichen Lehrverein“ vor, dass die Fächerauswahl willkürlich, der Unterricht oberflächlich und nicht systematisch war und die Schüler vieles, aber nichts gründlich lernten,<sup>20</sup> aber das war gar nicht anders möglich, da die Kurse einsemestrig liefen und es vom jeweiligen Dozenten abhing, was gelehrt wurde und wie.

Gerade die Öffnung des Stundenplans und des Angebots war ein Kennzeichen des „bürgerlichen Lehrvereins“; der Praxisbezug des Stoffs, die Persönlichkeit der Lehrer und die Aktualität seiner Ausführungen hätten sich mit einem starren Konzept und reglementierten Ablauf nicht gut vertragen. Die Studenten sollten aus dem Leben lernen, sich ein eigenes Rüstzeug erarbeiten, Bezüge herstellen zum Alltag, Anregungen empfangen und nicht Wissen büffeln. Zschokkes Prinzip: „Das Beste für ein Volk muß allezeit, aus dem Volke selber, hervorgehn. Denn es fühlt und kennt *am besten*, wessen es bedarf; wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedürfnis zu genügen“,<sup>21</sup> kam hier sehr schön zur Geltung. Der „bürgerliche Lehrverein“ war eine weitgehend demokratische Institution.

Zschokke übertrug Erfahrungen aus dem Seminar Reichenau in den Lehrverein, von der Überzeugung geleitet, dass staatsbürgerliche Bildung kein blosses Fachwissen sei, sondern sich in einer offener Auseinandersetzung Kritikfähigkeit und Selbstbewusstsein bilde. Die Studenten wurden als Partner betrachtet und behandelt, denen man Freiheiten zubilligte und Selbstverantwortung abverlangte; der Begriff „Lehrgenossen“ statt Schüler sollte dies nach aussen manifestieren und jene Überhöhung und Autorität der Professoren mindern, die in der Kantonsschule diktatorisch über ihre Klasse herrschten. So verfolgte man auch mit Wohlwollen die Bildung von studentischen Zusammenkünften und gemeinsame Aktivitäten wie Turnen oder Singen. 1824 bildete sich der Verein der Zofingerfreunde, 1828 ein literarischer Verein.<sup>22</sup> Man gestattete auch den begrenzten Gasthausbesuch, denn schliesslich waren die Studenten nicht jünger als an Universitäten. Die Bestimmung lautete: „Kein Genosse soll vor 5 Uhr abends in ein Wirthshaus gehn, und länger als bis 9 Uhr Abends bleiben.“<sup>23</sup> Die Zeit sollte nicht vergeudet werden; darüber hatte der Tutor zu wachen.

Die Geschichte des Lehrvereins lässt sich in zwei Stadien einteilen: Bis 1823 stand er unter dem Einfluss Zschokkes, danach unter Troxlers Leitung. 1821 wurde Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866) als Professor für Philosophie und Geschichte am Luzerner Lyzeum abgesetzt, und Zschokke gelang es, ihn 1823 für den Lehrverein zu gewinnen. Das war ein bedeutender Erfolg, da Troxler als beliebter Lehrer bei der Jugend einen hervorragenden Ruf besass. Der Lehrverein wurde jetzt für Studenten aus der ganzen Schweiz geöffnet und ganzjährig durchgeführt, der Lehrplan um Philosophie, Philologie und Altertumskunde erweitert. Sein Name war nun „Lehrverein für eidgenössische Jünglinge“.

Mit Troxler kamen neue Lehrer an den Lehrverein. Die Praktiker und Laien verschwanden nach und nach und machten professionellen Lehrkräften Platz, die durch Hilfslehrer (junge Studenten und Pfarramtskandidaten, die den Lehrverein schon als Schüler kannten) ergänzt wurden; die Lehrgänge wurden intensiviert. Im Wintersemester 1823/24 waren fünf von zehn Lehrer politische Flüchtlinge aus Deutschland, darunter Friedrich List (1789–1846), der bedeutender Nationalökonom, bis 1822 ordentlicher Professor für Staatswirtschaft und Staatspraxis in Tübingen.

Aber auch die Genossen des Lehrvereins hatten sich gewandelt. Vielfach schrieben sie sich jetzt während mehrerer Semester ein und gedachten, sich nach dem Abschluss an einer Universität zu immatrikulieren. Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, dass man mit einer Empfehlung des Lehrvereins direkt an eine Universität gehen konnte, ohne Griechisch und Latein büffeln zu müssen.<sup>24</sup> Mit Genugtuung stellte Zschokke 1829 fest:

---

<sup>20</sup> J. Müller, Kanton Aargau, Bd. 2, S. 314 f.

<sup>21</sup> Eine Selbstschau, S. 257 f.

<sup>22</sup> M. Drack, Lehrverein, S. 62–65.

<sup>23</sup> Protokoll der Sitzung der Direktion des Lehrvereins vom 25.3.1828, Handschrift Zschokkes, StA AG, Akten Lehrverein. Vgl. auch M. Drack, Lehrverein, S. 61.

<sup>24</sup> M. Drack, Lehrverein, S. 90.

„Die Vorurtheile, welche sich ehemals gegen diese Anstalt erhoben, sind von selbst in ihr Nichts zurückgefallen, ohne daß man sich Mühe gab, sie in aller Form zu bekämpfen. Selbst die oft wiederholte Weissagung, diese Lehranstalt könne nicht lange bestehen, ist durch die Thatsache widerlegt. Auch im verflossenen Jahre studierten an derselben 20 bis 30 Jünglinge, alle von 18 bis 25 Jahren, aus den Kantonen Aargau, Solothurn, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Graubünden, Glarus und Thurgau. Von diesen gingen etwa sechs auf deutsche Hochschulen, nach Freiburg, Heidelberg, Bonn, Berlin, auch zwei nach Straßburg ab; die übrigen aber studierten hier, um als Männer von Sachkenntniß und Geistesbildung ihren Kantonen als Gewerbsmänner, Ökonomen, Schullehrer, Forstmänner u.s.w., oder künftig auch als Beamte, Verwalter, Richter, Vorgesetzte u.s.w., mit Einsicht dienen zu können.“<sup>25</sup>

Damit erwuchs der Kantonsschule durch den Lehrverein ein Rivale, und dies trübte das bisher gute Einvernehmen der beiden Schulen. Ausserdem besass Troxler einen reizbaren Charakter und verwickelte sich in Streitereien, bei denen es sich oft um kleinliche Eifersüchteleien und Empfindlichkeiten handelte, die schliesslich in einen Zeitungskrieg ausarteten.<sup>26</sup>

Ein anderer Umstand schuf für den Lehrverein eine neue Lage. 1826 gründeten Aarauer Bürger eine Gewerbeschule und wählten den bewährten Zschokke zum Direktionspräsidenten. Der Eintritt in die Gewerbeschule fand nach Abschluss der Sekundarschule, statt. Bei der Aufnahmeprüfung wurden beachtliche Fähigkeiten wie das Ziehen von Quadrat- und Kubikwurzeln, Anfangskenntnisse in Geografie, Naturwissenschaften und Geometrie verlangt, bedeutend mehr als im Lehrverein. Auf Anhieb meldeten sich 27 Schüler an; für das Wintersemester 1829/30, wo uns die Zahlen vorliegen, nahmen neun von ihnen auch an Kursen im Lehrverein teil.<sup>27</sup>

Die Konkurrenz durch die Gewerbeschule liess die Studentenzahl sinken, und die Wahl Troxlers zum Professor und Rektor der Universität Basel führte dazu, dass der Unterricht im Frühling 1830 eingestellt werden musste. Troxler hatte den Lehrverein nach seinen Vorstellungen umgemodelt; ohne ihn war sein Konzept nicht mehr haltbar, und um es zu erneuern, fehlte Zschokke die Zeit und Kraft. Jeder Semesterabschluss des Lehrvereins war von einer Feier mit Reden und Schülervorträgen begleitet worden; die letzte Feier vom Frühling 1830 wurde von Wehmut bestimmt. Nach Studentenmanier liess man Zschokke und Troxler mit einem Gedicht hochleben.<sup>28</sup> Zschokke, der den Lehrverein ins Leben gerufen, wie ein eigenes Kind aufgezogen, viele Jahre präsiert, durch alle Fährnisse begleitet und fast jedes Semester zwei oder drei Vorlesungen gehalten hatte, sah den Keim seiner Saat Jahrzehnte später aufgehen: Einige der über zweihundert Genossen wirkten als Pädagogen, Beamte oder Politiker im Sinne der liberalen Erneuerung der Schweiz an vorderster Front.<sup>29</sup>

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

### **Angaben zur Zschokke-Biografie**

Werner Ort: Heinrich Zschokke (1771–1848). Eine Biografie. Herausgegeben von der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft in Aarau. Verlag hier+jetzt, Baden 2013. 710 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Im Buchhandel erhältlich für 69 Schweizer Franken (für Mitglieder der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft mit starker Preisermässigung).

---

<sup>25</sup> 13. Jahresbericht an die GfvK in ihrer allgemeinen Versammlung am 29.9.1829.

<sup>26</sup> M. Drack, Lehrverein, S. 68–70.

<sup>27</sup> Angaben nach M. Drack, Lehrverein, S. 85.

<sup>28</sup> Vgl. W. Ort, Schweiz, S. 249.

<sup>29</sup> Die Liste aller Schüler bei M. Drack, Lehrverein, S. 147-167.